

Ein Meister der Antizipation

Degenfechter Marcel Fischer etabliert sich mit neuerlichem Erfolg in der Weltspitze

Erstaunlich, dass man ihn zu Hause erreicht. Entweder sitzt Marcel Fischer derzeit im Hörsaal oder, auf dem Weg zu einem Weltcup-Turnier, im Auto und Flugzeug. Buenos Aires lautet die nächste Destination des 25-jährigen Medizinstudenten (sechstes Semester), der nach dem Erfolg vom Wochenende in Innsbruck in der Liste der weltbesten Degenfechter an die dritte Stelle vorgeückt ist. Mit Team-Kollege Benjamin Steffen will Fischer am Donnerstag nach Argentinien fliegen, denn im Hinblick auf die Olympischen Spiele 2004 zählt jeder einzelne Weltcup-Punkt. Sollte nämlich das primäre Ziel des Schweizerischen Fichtverbandes (SFV), die Qualifikation der Equipen (Degen Männer und Frauen), verpasst werden, dürfte Fischer doch noch auf einen neuerlichen Olympia-Start spekulieren – als einer der zwei besten Europäer im bereinigten Ranking.

Natürlich sei der Aufwand gross, gesteht Fischer ein, dennoch würde er wohl nur ungern auf den Abstecher nach Südamerika verzichten. Seit der junge Bieler, der in Basel Studium und Training mit Nationalcoach Rolf Kalich gut zu koordinieren weiss, im Jahre 2000 in Buenos Aires auf Elite-Niveau erstmals gewann, kehrt er immer wieder gerne dorthin zurück. Eine Alternative sind die zeitgleich in Bern angesetzten Schweizer Meisterschaften damit nicht, viel eher ruhige Stunden zur Pflege der etwas schmerzenden Glieder. «Im Jahr finden rund 22 Weltcup-Turniere statt, weshalb die Schweizer Meisterschaften auf ein solches Datum gelegt wurden, kann ich nicht verstehen», sagt Fischer dazu, ohne sich aber weiter mit dem SFV zu befassen. Sein Fokus kann das nationale Geschehen nicht sein, er muss vielmehr die globalen Gegebenheiten antizipieren. Eine Aufgabe, die der Fechter notabene meisterlich beherrscht. «Da kann man sich eine noch so phantasievolle Finte ausdenken, der Marcel reagiert sofort darauf, der vermag jeden Gedanken zu lesen», schwärmt Coach Kalich über seinen besten Schützling und attestiert ihm Pflichtbewusstsein wie Seriosität. Gemäss dem Fachmann entscheidende Faktoren für



Derzeit ist der Jubel von Marcel Fischer noch grösser als 2000 in Sydney. (Bild Reuters)

die seit Jahresbeginn hohe Leistungskonstanz. Die beiden Siege (Bratislava und Innsbruck) sowie die guten Klassierungen (bei 12 Turnieren neunmal im Final der besten 8, dort u. a. zweimal Zweiter) führt der Fechter selber allerdings auch auf ein im Januar absolviertes Trainingslager zurück, in dem die Schweizer mit den Österreichern und dem Belgier Yoeri van Laecke in Magglingen die Klingen kreuzten.

Nach gedrosseltem Wettkampfprogramm (nach den Olympischen Spielen im Herbst 2000 genoss 2001 das Studium Vorrang) war dies offensichtlich der richtige Wiedereinstieg, um mit variierender Taktik den Anschluss zur Spitze zu finden. Er setze jetzt die Treffer vermehrt auch auf die Hände und Füsse des Gegners, nicht mehr nur auf dessen Torso, stellt der gross gewachsene

Mann mit der weitreichenden Flash (Sturzangriff) fest, der bereits Anfang Februar mit dem in Barcelona erzielten 8. Platz um seine Stärke gewusst haben musste. Dem französischen Spitzenfechter Fabrice Jeannot, der Weltnummer 1, unterlag Fischer jedenfalls nur um einen einzigen Treffer. Ein Wunder, dass ein Monat danach, ein Tag nach der bisher letzten Prüfung im Medizinstudium, der Sieg in Bratislava folgte? Wohl kaum, wie ein Blick auf die verbesserten Rahmenbedingungen zeigt.

Dazu hat Daniel Giger viel beigetragen. Seit dieser Saison ist Giger Coach der Degen-Mannschaft – von jeher der Mann für den glasklaren Durchblick an jedem Turnier. Als 48-jähriger Routinier wurde Giger 1997 in Paris noch Dritter, Fischer tat es ihm nun in März gleich, nachdem er selber 1995 als Junior in Paris erst zum zweiten Mal an einem Weltcup-Turnier teilgenommen und dabei Rang 101 belegt hatte. Der Bieler hat zudem bezüglich Weltcup-Erfolge mit dem Berner gleichgezogen, mit je drei Siegen sind Fischer und Giger die erfolgreichsten Fechter der Schweiz. Weil die Mannschaft im Rahmen eines Olympia-Projekts auf Unterstützung des SOV zählen darf und Fischer Support von der Sporthilfe erhält, hat sich zudem die finanzielle Belastung im Vergleich mit früher verringert. Auch das trägt letztlich zur Konsolidierung auf hohem Niveau bei, dazu, dass sich der Fechter sorgenfrei auf die Spiele in Athen einstimmen kann. Bleibe er im Gegensatz zu Basil Hofmann und Michael Kauter von Verletzungen verschont, werde er dort gut vorbereitet antreten, blickt Fischer voraus und spielt auf die Spiele in Sydney an, auf das umstrittene Gefecht im Olympia-Halbfinal gegen den Franzosen Obry, dessen nicht sehr faire Theatralik dem Schweizer zwei rote Karten einbrachte und letztlich den undankbaren vierten Rang. Nur eine Revanche kann es daher nicht gewesen sein, als Obry heuer in Paris dem Schweizer unterlag. Wie Marcel Fischer zeigt, macht ein Meister der Antizipation deutlich mehr daraus.

Peter Jegen

Das gelobte Land und die Angst vor dem Ruin

Vor der möglichen Rückkehr der Frauen-Fussball-WM in die USA

Für den Rest der Welt sind die USA das gelobte Land des Frauenfussballs. Deshalb läge es nahe, wenn Amerika für China in die Bresche springen und die WM austragen würde, die wegen der Sars-Epidemie nicht im Reich der Mitte stattfinden kann. Offiziell ist die Entscheidung über die WM-Vergabe zwar noch nicht gefallen, doch vieles deutet darauf hin, dass die USA zum zweiten Mal nach 1999 den wichtigsten Anlass im Frauenfussball organisieren werden.

Die Messlatte für die Veranstalter allerdings liegt hoch – so hoch, wie sie sie mit dem phänomenalen Publizitätserfolg des World Cup 1999 selber gelegt hatten. Damals entdeckte ein ganzes Land quasi über Nacht, dass Frauen Soccer spielen können, was Mia Hamm oder Brandi Chastain Star-Status verlieh. Als Spätfolge dieser Euphorie wurde vor zwei Jahren die «Women's United Soccer Association» (Wusa) ins Leben gerufen, in der heute nicht nur das gesamte amerikanische Nationalteam spielt, sondern auch viele der besten Fussballerinnen aus Übersee. Man sei in der Lage, trotz der kurzen Vorbereitungszeit bis im Herbst eine erfolgreiche WM auf die Beine zu stellen, sagt Marla Messing, die vor vier Jahren den World Cup mitorganisiert hatte.

Die Euphorie, mit der fast alle Verantwortlichen im US-Soccer, Frauen wie Männer, den World Cup begrüssen, ist auf den ersten Blick erstaunlich. Erstens wird es praktisch unmöglich sein, den sensationellen Erfolg von 1999 zu wiederholen, und zweitens gibt es mit einem solchen Turnier kaum Geld zu verdienen. Zwischen 15 und 20 Millionen Dollar wurden im Schnellverfahren für die Übernahme der WM budgetiert, und man wäre schon froh, wenn am Ende kein Verlust zu Buche stände. Selbst vor vier Jahren wurde nur ein Gewinn von zwei Millionen Dollar gemacht, und diesmal sind viele zusätzliche Hürden zu überspringen. Das Turnier wird nicht während der Sommerferien stattfinden, sondern im Herbst (vermutlich im Oktober), wenn die amerikanischen Schulkinder, von denen viele potenzielle Besucher von WM-Spielen wären, wieder im Unterricht sind. Ausserdem wird der World Cup diesmal mit gewaltiger Konkurrenz zu kämpfen haben. Die Footballsaison wird dann im Gange sein, jene für Baseball ebenfalls, was zur Folge hat, dass viele Stadien kaum Daten offen haben für Soccerspiele und die Aufmerksamkeit des durchschnittlichen amerikanischen Sportkonsumenten vor allem den traditionellen (Männer-)Sportarten gewidmet ist.

Trotz all diesen Vorbehalten mag sich in den USA niemand davon abhalten lassen, die WM zu übernehmen, wofür es durchaus egoistische Gründe gibt. Die Wusa kämpft verzweifelt um ihr Überleben, und der World Cup könnte genau die Frischzellenkur für die junge Liga sein, die diese so dringend braucht. Wie ernst die Lage der Liga ist, zeigt die Tatsache, dass die 19 sogenannten «founding members», die Spielerinnen des US-Nationalteams der WM 1999 also, vor ein paar Monaten kräftige Lohnbussen in Kauf nahmen. Statt wie vereinbart rund 94 000 Dollar im

Jahr bekommen sie nur noch rund 60 000. Mit den Lohnkürzungen sowie einer Verkleinerung der Spielerkader um 25 Prozent wurde die Lohnsumme von 6,676 auf 4,766 Millionen Dollar gesenkt, womit das Durchschnittseinkommen für die 128 Professionals gerade noch bei 3000 Dollar im Monat liegt.

Das macht deutlich, in welch bescheidenen Dimensionen sich der Frauenfussball in den USA auch im Jahr vier nach dem Sommernachtstraum

von 1999 noch bewegt. Eines allerdings darf dabei nicht übersehen werden. In Amerika ist, nicht zuletzt dank dem World Cup, die Geschlechterbarriere im Soccer praktisch vollständig gefallen. Fussball ist inzwischen ein Sport, der mit grösster Selbstverständlichkeit als gleichermassen geeignet für Boys und Girls angesehen wird. Aus dieser Perspektive betrachtet, sind die USA immer noch das Schlaraffenland des Frauenfussballs.

Matthias Erne

Im Marketing seiner Zeit voraus

Zum Ableben des IMG-Gründers Mark McCormack

In der kommerziellen Welt des globalen – und globalisierten – Sports galt er während mehr als drei Jahrzehnten als der Mann mit dem meisten Einfluss. Im Alter von 72 Jahren ist, wie bereits kurz gemeldet, der Amerikaner Mark McCormack in New York einem Herzleiden erlegen, nachdem er am 16. Januar hospitalisiert worden war und seither im Koma gelegen hatte. McCormack verabschiedete sich still und leise. Ähnlich unauffällig war der Gentleman mit dem blauen Blazer, dem Sporthemd und der unvermeidlichen Aktentasche oft unerkannt durch die grossen Stadien der Welt gelaufen, in enger Tuchfühlung mit den Athleten, von denen so viele zu seinen Klienten zählten.

Der Advokat führte im Sport den Begriff des Business zu einem Zeitpunkt ein, als in den meisten olympischen Disziplinen noch die Ethik des Amateurs vorherrschte. 1960 gründete McCormack die International Management Group (IMG), eine Agentur, die sich im Verlauf der Jahre als Anbieter, Makler und Umsetzer von kompletten Dienstleistungs-Ketten für Sportler und für den Sport profilierte. Nach und nach wuchs IMG zu einem Imperium mit rund 3000 Mitarbeitern in 80 Vertretungen in rund 30 Ländern heran. Im Rahmen der Diversifikation entwickelte sich als Ableger die Trans World International, eine Firma, die pro Jahr TV-Programme für über 4000 Stunden herstellt und verkauft. McCormack strebte im Sport, in dem er Regeln der Unterhaltungsindustrie einführt, nach Mehrwert für seine Klienten sowie Profit für seine Agentur. Der Sohn eines Farmers galt als kühler Rechner, sein Spitzname «Mark the shark» (Mark der Hai) kam nicht von ungefähr. Debütierte hatte er als Agent im Golf mit Arnold Palmer und nachher rasch im Tennis, für welches Björn Borg eines der

ersten Aushängeschilder war. IMG expandierte darauf in praktisch alle sportlichen Bereiche (u. a. Ski, Eishockey, Boxen), zudem aber auch in die Kultur und die Politik (etwa für Margaret Thatcher). Später war die zumeist auf Kommissionsbasis arbeitende Agentur oft bestrebt, in einzelnen Bereichen die sportliche Gewaltentrennung auszuhebeln. IMG widmet sich nicht allein der Betreuung von Klienten, sondern ist oder war Eigentümer von Events oder Turnierketten. McCormack führte das Titelsponsoring ein und den Begriff des Presenting-Partners. In der Schweiz war sein Unternehmen als Rechte-Inhaber am Tennis-Grand-Prix von Genf im Parc des Eaux-Vives am Ball. Bernhard Russi und Heinz Günthardt zählten als erste Eidgenossen zu McCormacks Klienten. Der Mann mit Weitblick und Übersicht war im Marketing seiner Zeit stets voraus. Er erschloss in der Industrie neue Ressourcen, indem er die Wirtschaft davon überzeugte, den Sport als kostengünstiges Marketing-Vehikel zu benutzen. Frühzeitig erkannte McCormack den Wert der Reichweite des Fernsehens. Mark McCormack war seit 1986 in zweiter Ehe mit der früheren Tennisspielerin Betsy Nagelsen verheiratet. Er hinterlässt vier Kinder und mit IMG ein Imperium, das von zahlreichen Konkurrenten hart bedrängt wird.

Jürg Vogel



Mark McCormack: Wegbereiter der Globalisierung im Sport. (Bild Gamma)

Simoni neuer Leader im Giro d'Italia

Zwei Sekunden Vorsprung vor Garzelli

(si) Nach einer Flucht über die letzten 40 km der 10. Giro-Etappe ist es Gilberto Simoni gelungen, Stefano Garzelli das Leadertrikot abzujagen. Dank den acht Sekunden Bonifikation für den 3. Etappenrang ging Simoni mit zwei Sekunden Vorsprung in Führung. Am Samstag anlässlich der ersten Bergankunft der Rundfahrt auf dem Terminillo war eine erste Annäherung programmiert gewesen. Doch der Vorstoss Simonis im Final der Apennin-Überquerung stellte sowohl eine Überraschung wie auch einen ersten Höhepunkt dar. In der äusserst spannenden Verfolgungsjagd schwankte der Vorsprung zwischen Simoni und Garzelli zwischen 20 und 40 Sekunden. Im Ziel in Faenza wurden noch 25 Sekunden registriert. Bereits vor zwei Jahren hatte der Trentiner die Auszeichnung des Gesamtersten während der letzten acht Tage getragen. Vor zwölf Monaten hatte er mit zwei positiven Dopingbefunden auf Kokain zum «Skandal-Giro» beigetragen und als Begründung phantasievolle Geschichten einer Zahnarztvisite und von Pastillen aus Kolumbien erzählt. Von den Verbandsinstanzen wurde der Kletterer aber nie suspendiert.

Am Dienstag gereichte es Simoni zweifellos zum Vorteil, dass er bei seinem entscheidenden Vorstoss Sukkurs durch seinen Teamkollegen Leonardo Bertagnolli erhielt, der mit 15 anderen Fahrern nach 50 km das Weite gesucht hatte. Seitens der Saeco-Teamleitung dauerte es jedoch überraschend lange, bis der Ausreisser aufgefordert wurde, auf den Teamcaptain zu warten. Danach waren neben Bertagnolli einzig noch Paolo Tiralongo und Kurt Asle Arvesen in der Lage, mit dem von Simoni vorgelegten Tempo mitzuhalten. Im Spurt liess sich der Norweger die Gelegenheit nicht entgehen, in seinem sechsten Profijahr den wichtigsten Erfolg zu erzielen. Der 28-jährige Berufsfahrer hatte sich schon an den vorangegangenen Tagen als unternehmungslustig erwiesen.

1997 war Arvesen in San Sebastian Espoirs-Weltmeister geworden und wechselte kurz darauf in eine italienische Profisportgruppe. Seit 2001 ist Arvesen im dänischen Team Fakta unter Vertrag, dem er einen der schönsten Erfolge des Jahres eintrug. Der vor Arvesen letzte Etappenerfolg eines Norweger ging auf Dag-Erik Pedersen zurück, der 1986 das 15. Teilstück von Sauze d'Oulx nach Erba für sich entschieden hatte. Von den Strapazen der Hatz über den Apennin können sich die Fahrer am Mittwoch erholen. Die 11. Etappe führt über 199 km von Faenza durch das Podelta nach San Dona di Piave. Die maximale Höhendifferenz wird mit 5 m ausgewiesen.

Ausnahmebewilligung für die Schweizer Springreiter

CSIO St. Gallen mit Super-League-Status

cos./si) Super League – so lautet im Moment das Schlagwort im internationalen Springsport (vgl. NZZ vom 8. 5. 03). Zugehörigkeit bedeutet Beachtung und Prestige, wer die Qualifikation für den Kreis der besten acht indes verpasste, der bewegt sich ausserhalb des Scheinwerferkegels. So beispielsweise die Schweizer Equipe, deren Rekurs gegen die Nichtqualifikation unlängst vom internationalen Sportgericht in Lausanne in letzter Instanz abgelehnt wurde. Der CSIO Schweiz derweil, der in diesem Jahr vom 29. Mai bis 1. Juni in St. Gallen stattfindet, erhielt von der Fédération Equestre Internationale (FEI) das Prädikat A-klassig attestiert. Mit der Konsequenz, dass es für die Schweizer Mannschaft einer Ausnahmebewilligung bedarf, damit sie im Nationspreis des Heimturniers überhaupt starten darf.

Mit einer Wild Card ausgestattet, werden sich Markus Fuchs mit Tinka's Boy, Willi Melliger mit Gold du Talus, Beat Mändli mit Pozitano und der junge Jurassier Steve Guerdat mit Innovation mit den Super-Teams Deutschland, Frankreich, Irland, Belgien, Grossbritannien, Holland, Schweden und Italien nun messen können. In den Wettbewerben für Einzelreiter gilt die Super-League-Regelung indes nicht. So werden auf dem St. Galler Gründenmoos 52 Reiterinnen und Reiter aus zwölf Verbänden erwartet; 16 Konkurrenten kann allein die Schweiz stellen. Für die Equipe, die von Rolf Grass betreut wird, waren Fuchs, Mändli und Guerdat schon seit längerem gesetzt. Melliger sicherte sich den vierten Startplatz dank seinem GP-Sieg (mit Gold du Talus) am Wochenende in Linz. Am B-klassigen CSIO in Österreich belegte das Schweizer Team im Nationspreis übrigens nur den dritten Rang. Um nächstes Jahr den direkten Aufstieg in die Super League zu schaffen, müssten die hiesigen Reiter an den B-Turnieren möglichst erfolgreich punkten.

Der CSIO St. Gallen ist trotz der Konkurrenz durch das Hamburger Derby ansehnlich besetzt. Als Leistungsträger herauszustreichen gilt es den Olympiasieger Jeroen Dubbeldam aus Holland, die französische Team-Weltmeister Reynold Angot, Eric Levallois und Gilles Bertrand de Balanda, die Iren Kevin Babington und Billy Twomey (GP-Sieger in La Baule), die Deutschen Otto Becker, Franke Sloothaak, Markus Merschmann und Toni Hassmann sowie die schwedischen Amazonen Malin Baryard und Helena Lundbäck. Das Turnier in der Ostschweiz wird auch eine Art Abschiedsgala für das Parcoursbauer-Team Paul Weier und Kurt Hättschwiler sein. Das bewährte Duo tritt altershalber zurück (Weier ist 69, Hättschwiler 68 Jahre alt).